

<b>Zeitschrift:</b>	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
<b>Herausgeber:</b>	Pestalozzigesellschaft Zürich
<b>Band:</b>	54 (1950-1951)
<b>Heft:</b>	9
<b>Artikel:</b>	Interessieren sich die Welschschweizer für uns? : Beobachtungen eines Deutschschweizers in Lausanne
<b>Autor:</b>	Hedinger-Henrici, Paul
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-665131">https://doi.org/10.5169/seals-665131</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

vorausgeilett ist, ist er es, der Frau Cosima dahin geleitete. Die weihnachtliche Feier auf Tribschen geht diesmal ohne ihn vor sich; in tiefer Versenkung schafft er Neues, und sieht mit Ungeduld der Drucklegung eines seiner grössten Werke, der «Geburt der Tragödie», entgegen. Endlich, am 1. Jänner langt das druckfertige Opus ein und am 2. Jänner wird es bereits an Wagner abgeschickt. In Tribschen ist man erschüttert und Frau Cosima schrieb in tiefster Ergriffenheit an Nietzsche: «Ich kann Ihnen nicht sagen, wie erhabend Ihr Buch mich dünkt, in welchem Sie so schlicht wahrhaftig die Tragik unseres Daseins feststellen; und wie ist Ihnen die schönste Anschaulichkeit in den schwierigsten Fragen gelungen! Wie eine Dichtung habe ich diese Schrift gelesen, die doch die tiefsten Probleme dartut, und ich kann mich von ihr ebensowenig als der Meister trennen, denn sie gibt mir eine Antwort auf alle unbewussten Fragen meines Inneren.»

Als ein wüster Angriff gegen Nietzsche und dieses Werk einsetzte, sprang Wagner mit einer grandiosen öffentlichen Verteidigung ein. Wagner selbst war aufgewühlt von diesem Höhenflug seines Freundes und fühlte sich mächtig angeregt und beflügelt. Frau Cosima schreibt abermals: «Der Meister arbeitet am Morgen und Sie sollten diesen zweiten Sang der Rheintöchter hören! Abends lesen wir; nachmittags jeder für sich Ihr Werk und zu Mittag besprechen wir die Aufführung der Neunten Symphonie (Beethoven), denn diese soll am Abend der Grundsteinlegung — und zwar durch Aufruf an alle deutschen Musiker — stattfinden. Ja, Bayreuth.»

Und dann kam der Abschied. Am 22. Mai erfolgte die Grundsteinlegung des Festspielhauses in Bayreuth. Tribschen ward verwaist und eine Oede lagerte auf dem traulichen Heim. Auch Wagners Hund liess den Kopf hängen, das Dienstvolk schlich wortlos einher und selbst Nietzsche war mehr als verloren. Etwas zerstob, was uneinbringlich war. Wagner in Bayreuth, Nietzsche in Basel!



Vorbei sind die Zeiten der Stille und Besinnlichkeit. Zweifel tauchten bei Nietzsche auf und erste, düstere Schatten legen sich über diese Sternenfreundschaft. Nach 1876 kommt es zum Bruch, der immer offenkundiger wird. Die Freundschaft Nietzsche — Wagner wird zur Tragödie Nietzsche — Wagner. Eine Welt trennt sie voneinander, doch schicksalhaft sind sie aneinander gekettet.

Als Elisabeth Förster-Nietzsche 1882 zum «Parsival» nach Bayreuth kam, bemerkte ihr gegenüber Wagner leise — es war dies ein halbes Jahr vor seinem Tode und sein Ruhm erstrahlte in hellstem Glanze —: «Sagen Sie es Ihrem Bruder, seit er von mir gegangen, bin ich allein.»

Und Nietzsche liess sich wenige Monate vor der Katastrophe ein letztesmal nach Tribschen führen. Er verweilte daselbst in völlig nach innen gerichteter Schau — alles Erlebte zusammendrängend — und zeichnete unkennbare Zeichen in den Sand, wobei eine heimliche Träne des Heimwehs seinem Auge, diesem herrlichen, entquoll. Wenige Wochen vor seinem Tode, als Peter Gast ihm zu Weimar vorspielte, erbebte der Körper in fiebiger Erregung. Sein Leben war am Anfang und Ende Musik.

Wilhelm Jerger

## Interessieren sich die Welschschweizer für uns?

Beobachtungen eines Deutschschweizers in Lausanne

Es ist nicht leicht, die Frage zu beantworten, wieweit sich die Westschweizer für die deutsche Schweiz interessieren und über uns Bescheid wissen. Man müsste, um einigermassen das Richtige zu treffen, eine Umfrage bei den verschiedensten

Berufen und sozialen Klassen unternehmen, die auch dann kein völlig zuverlässiges Bild ergeben könnte. Meine Betrachtungen entspringen deshalb aus Beobachtungen, die ich während meines 22-jährigen Welschlandaufenthaltes als Deutsch-

schweizer an der kantonalen Handelsschule in Lausanne gemacht habe, ferner aus Besprechungen mit ehemaligen Schülern und geistig aufgeschlossenen Welschschweizern.

Vor allem muss einleitend darauf hingewiesen werden, dass die französische Schweiz in unserm Lande, wie die italienische, eine geographische und sprachliche Minderheit ist, die sich im eigenen und (fast noch mehr) im Interesse des ganzen Volkes erhalten will und soll, und zwar mit ihrer im Laufe der Jahrhunderte herausgebildeten Eigenart. Diese farbige Vielheit, das lebendige Ausgerichtetsein nach verschiedenen Kulturen, die aber ihr besonderes Gepräge erhalten haben, bedeutet und ist ein Gut, das jeder einsichtige Schweizer hoch schätzt. Es sei dabei nur an Gottfried Kellers Wort in seiner Erzählung «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» erinnert. Die beiden Weltkriege haben uns in dieser Liebe und Treue zu unserer Eigenart noch bestärkt.

Es ist aber klar, dass eine Minderheit immer in Gefahr ist, allmählich von der Mehrheit aufgessen zu werden, besonders in unserer Zeit der guten Verkehrsmittel, des lebhaften Handelsverkehrs zwischen den einzelnen Sprachgebieten innerhalb des eigenen Landes. Dazu kommt, dass die Deutschschweizer viel lieber und rascher französisch oder italienisch lernen als die andern deutsch, dass sie im Geschäftsleben oft tüchtiger, unternehmungslustiger sind und so in leitenden Stellungen (Hotel, Bank, Industrie, Handel) oft den Neid und die Missgunst der Einheimischen heraufbeschwören. Die Ursache dieser Entwicklung liegt in der verschiedenartigen Auffassung der Arbeit: der Romane betrachtete sie als ein notwendiges Muss, das ihm die nötige Freiheit zum Lebensgenuss verschafft (das Ideal des Rentners, der sich möglichst bald aufs Land zurückzieht, dort sein Gemüse baut und seine Haustiere pflegt); der Germane liebt die Arbeit um der Arbeit willen und kann ganz in ihr aufgehen, ihr Sklave werden.

Der durchschnittliche Welschschweizer hat nun grundsätzlich eine Abneigung gegen alles Deutsche und was mit ihm zusammenhängt; nicht nur aus dem Gefühl seiner eigenen Erhaltung heraus, sondern zum Beispiel auch auf Grund der mehr als 250jährigen Untertanenschaft der Waadt, die jedoch, wie unparteiische Waadtländer Historiker festgestellt haben, eher ein Glück als ein Unglück für das Land war. Dennoch wirken in den breiten Volksmassen noch uralte Ressentiments nach.

Ein anderer Grund ist der: die deutsche Sprache ist schwerer zu lernen als die französische, weil sie einen viel grösseren Wort- und Formenschatz besitzt, dynamischer, unbestimmter und unklarer ist. Dazu kommt, dass der Deutschunterricht während Jahrzehnten sehr langweilig durchgeführt wurde: ohne Konversation, ohne Eigenbetätigung der Klasse, mit Lehrmitteln, die in ihrer primitiven geistigen Haltung glauben machten, der Deutschschweizer kenne keine andern Lebensgebiete als jene der Kuh, der Schulgeräte, des Bauern und einer engherzigen, sentimentalnen Vaterlandsliebe. In den letzten Jahren ist der Deutschunterricht bedeutend besser geworden; man singt jetzt sogar in welschschweizerischen Deutschklassen unsere Volkslieder. Am ehesten wird noch das deutsch sprechen vernachlässigt, wogegen es hierzulande unter den Gebildeten zum guten Ton gehört, deutsch wenigstens zu verstehen und zu lesen. Besonders Aerzte und Geistliche, die während ihren Studien ein oder mehrere Semester an einer deutschen oder schweizerischen Universität zugebracht haben, bleiben der deutschen Buchliteratur treu oder halten sich — es sind allerdings Ausnahmen — eine Zeitung oder Zeitschriften in deutscher Sprache.

Als Kuriosum und Frucht des zweiten Weltkrieges möge noch erwähnt sein, dass an den obersten Genfer Gymnasialklassen wöchentlich zwanzig Minuten dem Verständnis des Schweizerdeutschen gewidmet werden. Je nach den Deutschlehrern werden die Maturaklassen in die schweizerdeutsche Literatur eingeführt. Gotthelf, Keller, Meyer und Spitteler gehören mehr oder weniger zum Stundenplan; hie und da lernen die Schüler auch Namen und Werke von Lienert, Federer, Mary Lavater-Sloman, Cécile Lauber, Hermann Hesse und Thomas Mann kennen. Aber man darf sich keinen Illusionen hingeben: weder an den Mittel- noch an den Hochschulen spielen deutsche Sprache und Kultur eine wichtige Rolle; im Gegenteil, sie müssen sich als Aschenbrödel gedulden. Denn die Behauptung und Vormachtstellung des Französischen ist begreiflicherweise erstes Anliegen und in geistiger wie wirtschaftlicher Hinsicht eine Lebensfrage.

Auf dem Gebiet der Musik ist mehr guter Wille und mehr Verständnis zu finden. Gelegentlich werden Oratorientexte, zum Beispiel von Bach, von hiesigen Chören in deutscher Sprache gesungen, das Radio bringt immer wieder, meist auf Platten, Werke von modernen deutschschweizerischen Kom-

ponisten. Aber mit der Aufführung von Opern (Heinrich Sutermeister wohnt seit Jahren bei Morges), an westschweizerischen Theatern steht es noch sehr schlimm. Die Kosten sind gross und das Publikum vielfach einseitig nach Frankreich orientiert.

Trotzdem gibt es einsichtige, gebildete westschweizerische Kreise, die eine bessere geistige Verbindung mit der Deutschschweiz anstreben und sich bewusst sind, dass da grosse Werte liegen. Manche Schuldirektoren haben schon Schülerreisen, Ferien- und Schüleraustausch mit der deut-

schen Schweiz organisiert, sie reisen selber zu Kongressen und Tagungen nach der deutschen Schweiz und geben sich dort Mühe, deutsch zu sprechen — was sie auch ganz gut zustande bringen! Der letzte Krieg hat das gegenseitige Verständnis zwischen Welsch- und Deutschschweizern und die Achtung voreinander wesentlich vergrössert und vertieft. Beide haben sich viel zu geben; der Deutschschweizer aber, als Vertreter der Mehrheit, soll in grosszügiger Weise nicht müde werden, seinen welschen Miteidgenossen zu verstehen und ihn so zu lassen, wie er ist.

Paul Hedinger-Henrici

## Gott und Engel der wilden Tiere

Vojtech Trubka, der Raubtierkönig

Der tschechische Meisterdompteur Trubka nennt seine Lebensgeschichte einen Triumph der Intelligenz und der Liebe über die rohe Gewalt. Ein anderes Mal hat er gesagt, dass er kaum mehr an den Himmel der Menschen zu glauben wage, aber er hoffe wohl eines Tages ins Paradies der Tiger einzugehen, um dort der Seele oder dem Geist seines Lieblingstigers Radja zu begegnen, dessen Krankenlager er viele Nächte lang nicht verlassen hat und den er heute noch als einen wahren Freund betraut. Das sind keine Sentimentalitäten, sondern gelebte Wirklichkeit; denn Vojtech Trubka ist stark wie ein Baum und gütig wie ein Engel. Durch die rührende und selbstverständliche Schlichtheit, mit der er Tag um Tag und Stunde um Stunde seinen gefahrvollen Beruf ausübt, beweist er, dass es keine «bösen» Tiere gibt; gewiss sind seine Tiger und Löwen weder Lämmlein noch Spielzeug, und ebenso sicher kann keinem Zweifel unterliegen, dass sie jede Schwäche einer anderen Kreatur dazu benutzen werden, über sie herzufallen, um ihre eigene Stellung im Raubtierverband zu wahren und zu verbessern. Sie handeln so, weil sie nicht anders können — aber sind wir Menschen, die es anders könnten, besser?

Vojtech Trubka ist einer der ganz wenigen glücklichen Menschen, die ihren Jugendtraum verwirklicht haben, er ist heute genau das, was er als Knabe vom Leben erhoffte, der Gott und Engel der wilden Tiere. Der junge Vojtech wurde als Sohn armer Bauern im böhmischen Dorf Skočice, unweit Vodnan geboren. Seine Eltern und Gevatrinnen hielten ihn für leicht verrückt, weil er sich

oft lange in seinen Gedanken verlieren konnte, statt sich um die väterliche Landwirtschaft zu bekümmern; schon in seiner frühen Jugend soll seine Phantasie die geliebten Raubtiere umkreist haben, denn ein bosnischer Hausierer hatte ihm vom Meisterdompteur Alfred Court erzählt, dessen gelehrtiger Schüler er werden wollte. Um sich das Reisegeld ins gelobte Frankreich zu ersparen, verfertigte er in der Freizeit Holzschuhe und züchtete Kaninchen, die er wieder verkaufte, dann nahm er von der Heimat und den Seinen Abschied und liess sich in Miramont bei Bordeaux, am Zirkus und Zoologischen Garten von Court, zuerst als Hilfsarbeiter anwerben und dann als Tierwärter.

Im Hyänenkäfig befand sich ein blindes und krankes Tier, das von den andern ununterbrochen gequält und verfolgt wurde, und ohne Zweifel hätten sie es bei lebendigem Leibe in Stücke gerissen, wenn sich der tollkühne, erst achtzehnjährige Vojtech nicht seiner erbarmt und den Zwinger — einzig mit einem Halsband bewaffnet — betreten hätte; die kranke Hyäne, die von Furcht und Schmerzen toll geworden war, suchte ihn zu schnappen und die andern bissen ihn in die Fersen, aber schliesslich gelang es ihm doch, das arme Wesen seinen Peinigern zu entreissen. Ein viermonatiger Spitalaufenthalt war der Preis dieses Erfolges.

Nach seiner Rückkehr ernannt ihn Court zu seinem Assistenten und späteren Nachfolger. Wenig später kaufte er ihm eine gemischte Gruppe von Tigern, Löwen, Pumas, Bären, Eisbären und deutschen Doggen, auf deren Dressur er ein volles Jahr